Zeitschrift: Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 38-39 (1890)

Nachruf: Zum Andenken an einen bernischen Patrioten, Oberrichter Alfred Züricher

Autor: Geiser, Karl

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Andenken an einen bernischen Patrioten,

Oberrichter Alfred Zürcher.

Von

Dr. Karl Geiser.

„Ingenio magnus, pietate major, vir priscus. Groß an Geist, noch größer an Charakter und Gesinnung, ein Mann von alter Art.“ Mit diesen Worten möchten wir einen Mann kennzeichnen, welcher vor zwei Jahren seiner Familie, seinen Freunden, seinem Vaterlande durch den Tod entrissen wurde; wir meinen den am 6. Oktober 1887 verstorbenen Oberrichter Alfred Zürcher. Ein ächter Patriot, ein unabhängiger Mann im schönsten Sinne des Wortes, mit einem Herzen, das für sein Vaterland, für alles Edle und Gute feurig schlug, mit einem Charakter, der im Kampfe für Wahrheit und Recht nie wankte, war Alfred Zürcher einer der edelsten Söhne des von ihm so heiß geliebten Bernerlandes. Rein in seinem Privatleben, wie in seinem öffentlichen Auftreten, wich der Verstorbene nie ab von dem Grundsatze, welchen er einer seiner ersten politischen Kundgebungen vorangestellt hatte: „Sage die Wahrheit und scheue Niemand!“

Wie er mit großer Energie für das eintrat, was er für recht und billig erachtete, so bekämpfte er dasjenige, was er einmal für Unrecht hielt, mit dem ganzen Muthe der Ueberzeugung, selbst wenn er seine Parteigenossen damit vor den Kopf stieß, was namentlich zur Zeit der kantonalen und stadtbernischen Verfassungskämpfe der Fall war.

Und dennoch beklagte die Presse beider Parteien seinen Tod als einen Verlust für unser öffentliches Leben. Denn die Opposition Zürichers war immer offen und ehrlich, aber ohne jede Gehässigkeit, wie das seinem ganzen Wesen entsprach. An seinem Idealismus und Patriotismus, an der Ehrlichkeit seiner Gründe konnte auch der Gegner nicht zweifeln.

Wenn wir es unternehmen, an dieser Stelle einen kurzen Lebensabriß des Verstorbenen zu geben und aus seinen Tagebüchern und gedruckten Schriften eine Sammlung von Aphorismen zu veröffentlichen, glauben wir damit einerseits einer patriotischen Pflicht nachzukommen, andererseits möchten wir dem Gefühle aufrichtiger Verehrung, das uns für diesen Mann erfüllte, am liebsten auf diese Weise Ausdruck geben.

Denn wahrlich, die Aussprüche Zürichers sind es werth, der Vergessenheit entrissen zu werden; mit Recht durfte er in seinem Tagebuch von sich sagen: „Ich bin mir bewußt, daß ich in vielen politischen, sozialen, militärischen und religiösen Dingen klarer sehe als andere Leute und daß, wenn meine Ideale verwirklicht würden, dieß gleichbedeutend wäre mit der Reform unseres gesammten Volkslebens.“

Sollte es uns gelingen, dem Leser auch nur einen schwachen Abglanz der idealen Gesinnung, welche das Leben und Denken unseres Patrioten verklärte, wiederzugeben und seine Sympathie für dieselbe zu erwecken, wären wir reichlich belohnt.

Alfred Züricher wurde am 23. September 1837 zu Oberbalm geboren, wo sein Vater, den man als einen Mann von eigenthümlichem, oft mißverstandenem Wesen schildert, Pfarrer war. Seine Jugenderziehung erhielt Alfred, das jüngste Kind einer zahlreichen Familie, bis zu seinem 16. Jahre beinahe ausschließlich im elterlichen Hause, sogar den kirchlichen Religionsunterricht ertheilte ihm sein Vater allein

und zwar bei Spaziergängen über Wald und Feld bei Maikirch, wohin die Familie im Jahre 1853 übersiedelte. In dieser freien, aber völlig isolirten Erziehung, sagt ein Freund des Verstorbenen, entwickelte sich der stille, innerliche, fast einsiedlerische und in sich gekehrte Zug, der einen für Fernerstehende fast sonderbaren Gegensatz bildete zu dem ebenso früh und ebenso stark hervortretenden Drang zum öffentlichen, politischen Leben. Gerade auf diesen Drang zum Hinaustreten in die Oeffentlichkeit scheint aber schon der Vater hingewirkt zu haben, der sich auf seinem Todbette im Jahre 1855 von dem Sohne, wie dieser in einer Stelle des Tagebuches anführt, das Versprechen geben ließ, daß er sich bestreben wolle, seinem Volke ein Führer durch das Leben zu werden.

Nach Absolvirung der Gymnasialstudien in der „grünen Schule“ und nachher im oberen Gymnasium bezog Alfred Züricher im Jahre 1856 die Hochschule Bern, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Dieses Studium wählte er nicht aus innerem Triebe, sondern wahrscheinlich weil er glaubte, dadurch am besten befähigt zu werden, um sich im Dienste des Vaterlandes praktisch bethätigen, etwas leisten zu können. Unter diesen Umständen ging es mit der Wissenschaft des Studenten etwas langsam vorwärts. „Ich habe halt“, schrieb er am Neujahrstage 1862, „wie es allen Menschen gehen muß, die eine rege Phantasie haben, einen fast unüberwindlichen Widerwillen gegen das Rechtsstudium.“ Einige Tage später: „Wenn ich ein Deutscher wäre, so könnte ich mich wahrscheinlich trösten, ich würde in Ermanglung praktischer Thaten in der Außenwelt mich in mein Inneres zurückziehen, nützliche Bücher schreiben und ein Philosoph, mit anderen Worten, ein Nabelg'schauer werden. Als praktischer Schweizer aber, der sich nur mit der Erreichung von handgreiflichen Idealen begnügt, kann ich dieß nicht.

Denn der ächte Schweizer macht nicht, wie Schiller, diese schroffe Trennung von Ideal und Wirklichkeit, er sucht seine Ideale im Gegentheil in der Wirklichkeit wieder auf, und wenn er sie nicht darin findet, so ruht und rastet er nicht, bis er die Wirklichkeit nach seinen Idealen umgeformt hat. Das ist die Folge unseres Republikanismus."

Auch später beklagt sich Züricher immer wieder, daß seine Phantasie ihn Verstand und praktische Ausbildung vernachlässigen lasse und doch sei es ihm bloß durch diese möglich, seine Ideale zu erreichen.

Unter diesen Umständen brauchte es ein gewaltiges Aufraffen aller Geisteskräfte und der ganzen Energie Zürichers, um sich zu zwingen, systematisch auf das Examen zu arbeiten, besonders da ihm gerade zu dieser Zeit ein Nervenübel viel zu schaffen machte. Während eines ganzen Jahres versagte er sich deßhalb den Genuß aller geistigen Getränke und auch das Rauchen gewöhnte er sich ab. Was er während dieser kritischen Zeit durchgemacht hat, können wir hier nicht wiedergeben, wir beschränken uns auf die Anführung einiger Stellen aus seinem Tagebuche: „Wenn ich an die inneren Kämpfe denke, die ich seit einiger Zeit durchgemacht, so dünkt mich oft, es habe sich alles Menschliche, Gefühl- und Gemüthvolle von mir abgeschält und ich könne nichts mehr eigen nennen, als meinen Willen. Und doch — handkehrum bin ich wieder so schwach, so veränderlich, so abhängig vom Zufall!"

„Als ich kurz vor meinem Examen — das über mein künftiges Schicksal entscheiden sollte — in tiefster Hoffnungslosigkeit versunken war, richtete mich der Glaube an Gott wieder auf und gab mir die zur Bestehung der Prüfungen nöthige Kraft und Entschlossenheit. Nach Neujahr 1863 war das Examen .... es gelang über Erwarten gut, ich wurde als Anwalt patentirt."

Was ihn immer wieder aufrecht erhielt, war sein festes Gottvertrauen und der feste Glaube, zu etwas Großem bestimmt zu sein. „Wie hätte ich sonst in meinem 15. Jahre, bei theilweiser mangelhafter Erziehung, ohne Umgang mit Knaben meines Alters auf einmal solche Ideale fassen können, die mächtig genug waren, mich aus dem Elternhaus ins fremde Leben hinauszureißen? Wie anders, als wenn Gott mir diese Ideale in die Brust gelegt, indem er mich zur Erreichung eines höheren Zweckes bestimmt hat!“

Wir mußten bei dieser Periode im Leben Zürichers etwas länger verweilen, weil sich hieraus vieles in seiner späteren Entwicklung und seiner ganzen Geistesrichtung erklären läßt. Nun liegt uns aber noch ob, auch eine andere Seite aus seinem Studentenleben zu berühren, nämlich die Vereinsthätigkeit.

Im Dezember 1857 gründete Züricher mit mehreren gleichgesinnten Freunden die „Olympia“, einen Verein, der, wenn auch gering an Zahl, doch einig war in seinen Gefühlen und Bestrebungen und stark in seiner Ueberzeugung. Die Tendenz war: Bekämpfung der materialistischen, freiheitsfeindlichen Bestrebungen der Gegenwart. Dabei sollte sich die „Olympia“ aber nicht „der sogenannten radikalen oder freisinnigen Partei“ anschließen, sondern eine selbstständige Richtung verfolgen. Der Geist, welcher in dieser Vereinigung lebte, läßt sich am besten durch folgendes Jugendgedicht Zürichers charakterisiren:

1) Braus unser Sang
Wie Sturmesdrang
Zum Himmel auf die Schwingen!
Wir lassen laut,
Daß andern graut,
Der Freiheit Lob erklingen!

2) Zwar glänzt ihr Licht
Der Menschheit nicht;
Noch dunkel ist's auf Erden.
Doch unverzagt!
Der Morgen tagt,
Und Gott ruft: „Licht soll werden."

3) Stark fühlen wir
Im Bunde hier
Den Gott im Busen flammen,
O Freiheitslieb!
O Freiheitstrieb!
Du kettest uns zusammen.

4) O Freiheitslust
In Jünglingsbrust!
O Hoffnung, die wir hegen!
Braus unser Sang
Wie Sturmesdrang
Dem jungen Tag entgegen!

Im Juni 1858 konstituirte sich die „Olympia" mit anderen Studenten, welche den gleichen Tendenzen huldigten, als „Helvetia" und vereinigte sich als solche im November definitiv mit den Helvetersektionen in Aarau und Lausanne. Als erster Präses des Zentralausschusses wurde Züricher gewählt. Als solcher hielt er beim ersten Zentralfest der neugegründeten Verbindung in Langenthal eine Rede, welche ein ganzes politisches Programm enthielt und mit folgenden schönen Worten schloß:

Helveter!

Als ein ächt freisinniger, ächt volksthümlicher Verein laßt uns festsetzen, daß unser oberstes Prinzip die Wahrung und Hebung der im politischen, sozialen und sittlich-religiösen Leben so gefährdeten schweizerischen Nationalität sei. Nicht ein Auffrischen aller der früheren radikalen Parteitraditionen,

nicht der frühere Exklusivismus gegenüber der konservativen Partei ist es, was unserm Vaterlande zum Heil gereichen wird; es ist vielmehr der Exklusivismus einer nationalen volksthümlichen Partei gegenüber den fremden unnationalen, materialistischen Tendenzen. Im öffentlichen Leben laßt uns, als freie Bürger eines freien Landes, dahin streben, daß die Schweiz nach außen eine entschiedene selbstständige Stellung einnimmt; daß sie sich nicht durch die Drohungen der Großmächte oder des Ultramontanismus einschüchtern, oder durch ihre Schmeicheleien und Versprechungen einlullen läßt. Im Innern sei uns die individuelle Freiheit, die bisherige Suveränität der Kantone heilig. Nicht das ist Fortschritt, daß man, wie viele Radikale meinen, auf der einmal betretenen Bahn, und in diesem Falle auf der des Zentralisirens, immer weiter und weiter schreitet.*)

Im sozialen Leben laßt uns, ohne je die Forderungen der Neuzeit zu verkennen, mit Liebe festhalten an einfachen volksthümlichen Gebräuchen, Sitten und Verhältnissen; laßt fern uns halten von affektirter, fremder Nachäfferei, von Blasirtheit und Verweichlichung. Das Turnen, Fechten, sowie andere nützliche Leibesübungen sollen Aufnahme bei uns finden; nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist, ein gesundes Gemüth.

Helveter!

Unser Kampf ist nichts anderes, ich wiederhole es, als der Kampf des Idealismus gegen den Materialismus, und des Patriotismus gegen Servilität. In diesem Kampfe, der ein heiliger Kampf ist, sind wir berechtigt, gegen unsere Gegner exclusiv zu sein. Laßt uns daher gegenüber den materialistischen, nationalfeindlichen, ultramontanen und ser-

*) In diesem Punkte hat Z. seine Ansichten etwas modifizirt. „Eine Armee, ein Recht!" war später seine Parole.

vilen Tendenzen aller Art, wie auch gegenüber dem für eine Republik so gefährlichen Indifferentismus, eine schroffe, ächt freisinnige, volksthümliche Phalanx bilden, eine Phalanx, durch eine höhere Idee, wie auch durch persönliche Freundschaft zusammengekettet, wo der Wahlspruch gilt: Einer für Alle, und Alle für Einen; eine Phalanx, durchglüht von Vaterlandsliebe und altschweizerischem Unabhängigkeitsgefühl, eine Phalanx, in der noch Biederkeit und ächte Schweizertreue gelten!"

Daß der Einfluß Zürichers in der Helvetia ein guter war, braucht kaum noch gesagt zu werden; auch nach seinem Uebertritt ins Philisterium blieb er der Verbindung ein treues Ehrenmitglied, und bei mancher Gelegenheit entflammte er die Begeisterung seiner jungen Freunde durch warme, aus vollem Herzen kommende Worte.

Nach Absolvirung des Staatsexamens besuchte Zürcher noch die Universität Heidelberg, wo er besonders bei Mittermaier und Häußer Kollegien hörte.

Dieser Aufenthalt in Heidelberg fand plötzlich einen gewaltsamen Abschluß. Im Tagebuche Zürichers lesen wir Folgendes über diese Begebenheit: „Bei einem Solo-Ausflug an den Rhein trank ich im Dörfchen Brühl etwas über den Durst, fing mit den Bauern an zu politisiren, bekam mit der Polizei Händel und wurde in Arrest gesetzt. Tags darauf, als ich mich dem Weitertransport nach Schwetzingen widersetzte, wurde ich von der Uebermacht auf eine schändliche Weise mißhandelt und auf ehrenrührige Weise, wie ein gemeiner Verbrecher, unter großem Volkszulauf ins Gefängniß nach Schwetzingen geschleppt. Nachdem hier die Identität meiner Person festgestellt und ich provisorisch in Freiheit gesetzt worden, mußte ich mich, um der weiteren Strafverfolgung wegen Widersetzlichkeit gegen die Polizei zu entgehen,

bei Nacht und Nebel aus dem Großherzogthum Baden flüchten (März 1864). Später verschaffte mir eine Reklamation des schweizerischen Bundesrathes etwelche Satisfaktion."

Zürichers stille Hoffnung war es gewesen, es möchte in Deutschland eine Revolution ausbrechen und ihm zu einer militärischen Carrière Gelegenheit geben. Auch nach seiner Rückkehr in die Heimat hatte er den Plan, auszuwandern, um Kriege und Abenteuer mitzumachen, bei seiner unwiderstehlichen Vorliebe für die Kriegwissenschaft keineswegs aufgegeben; aber er wollte diesen Plan „nicht mehr wie früher, mit jugendlichem Feuer, sondern mit festem, auf ein ernstes Ziel hin gerichtetem Vorsatz, mit ruhiger Ueberlegung ausführen".

Vorläufig arbeitete Züricher dann als zweiter Sekretär auf der Finanzdirektion, als ein Ereigniß eintrat, das ihn in etwas ruhigeres Fahrwasser einlenkte. Im Sommer 1864 verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Lohner von Thun. Damit hatte für ihn ein neues Leben begonnen. „Mit meiner Verlobung," schreibt er, „und meiner erst im Jahre 1866 erfolgten Verehelichung wurde ich in eine Bahn geworfen, die ich früher nie geahnt hatte und die meinen Auswanderungs- und Kriegsplänen wohl für immer ein Ziel setzte. Durch meine Liebe, wie durch meine Pflicht gegenüber derjenigen, die mir Gegenliebe geschenkt, wurde ich auf ein ruhiges Philisterleben angewiesen, dessen bloße Vorstellung mich früher schon krank gemacht hätte. Nicht mehr stund mir der weite Erdenrund offen, denn „bleibe im Lande und nähre dich redlich" wurde meine unabweisbare Pflicht; nicht mehr konnten meine Wünsche, meine Hoffnungen, meine Pläne ins Ungewisse und Endlose schweifen, ein festes, aber bescheidenes, beschränktes Lebensziel war mir vorgezeichnet.

„Von 1864 an Mitarbeiter, später Mitredaktor des „Bund“, wurde ich 1867 zum Bezirksprokurator des Mittellandes gewählt.“

Vom Bezirksprokurator rückte Züricher zum Generalprokurator vor. 1874 wurde er in das Obergericht gewählt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Zeitweise gehörte er der Kriminalkammer, dem Appellations- und Kassationshof, in den letzten Jahren der Polizeikammer an. Volle innere Befriedigung fand er aber in dieser Stellung nicht. Mehr als der oft kleinliche und langweilige juristische Kram interessirte ihn das eigentlich staatliche Leben, Form und Inhalt des nationalen Daseins, in allen seinen Problemen und nach den verschiedensten Seiten. Seine Ideale lagen in dieser Richtung, hier hätte er gern thätig eingreifen und weitgehende Reformen vornehmen mögen. Gegen die Juristerei befiel ihn oft wieder der nämliche Widerwillen, mit dem er schon als Student zu kämpfen gehabt hatte.

Größere Anziehungskraft hatte für Züricher die militärische Thätigkeit; die Arbeit auf diesem Gebiet sagte seiner patriotischen Geistesrichtung in hohem Grade zu. Schon 1856 diente er als Offizier bei der Besetzung von Neuenburg. 1870/71 machte er während des deutsch-französischen Krieges die Grenzbesetzung als Hauptmann im Bataillon 19 mit. Bald wurde er in den eidgenössischen Generalstab versetzt und in den letzten Jahren wurde ihm das Kommando der VII. Infanterie-Landwehrbrigade übertragen. Im Offiziersverein war er ein ebenso eifriges als thätiges Mitglied. In Broschüren und Zeitungsartikeln bewies er auch eine große Befähigung als militärischer Schriftsteller. Schon im Dezember 1866 schrieb er „Ueber die Wirkungen den neuen Waffentechnik“. Im Frühling 1871 hielt er einen Vortrag über die Grenzbesetzung im Jahre 1870. Eine seiner letzten

Arbeiten betraf „Die Reform unserer Infanterie-Reglemente". Die übriger militärischen Aufsätze Zürichers, von welchen eine sehr große Zahl gedruckt sind, behandeln hauptsächlich folgende Themata: Turnschule und Kadettenunterricht, die Landesbefestigung und besonders die Organisation des Landsturmes, welchen er als eine höchst nothwendige Ergänzung unserer Feldarmee betrachtete. Lange Zeit war er Oberinstruktor des Kadettenkorps der Kantonsschule und auch die Idee der Verallgemeinerung des militärsichen Vorunterrichtes hatte er in kleinen Kreisen eine Zeit lang praktisch durchgeführt, indem er die Schuljugend aus einigen Landgemeinden zu einer Kompagnie von ungefähr 70 Kadetten vereinigte und mit Hülfe einiger Offiziere persönlich instruirte.

Ueber die Stellung Zürichers im kirchlichen Leben lassen wir einem Freunde des Verstorbenen das Wort.

„Von Haus aus der sogenannten Reformrichtung nahestehend, ging er auch hier seine eigenen Wege. Die Kirche war ihm nicht allein einer der wichtigsten Faktoren des Volkslebens, die Fragen der Religion nicht nur die höchsten, mit welchen der menschliche Geist sich denkend beschäftigen kann, — er war selbst ein tiefinnerlich religiöser Charakter von der aufrichtigsten persönlichen Frömmigkeit. Schon an den Vorarbeiten für das neue Kirchengesetz lebhaft sich betheiligend, wurde er nach Annahme desselben im Januar 1874 zum Mitglied der Kantonssynode und dann zu deren Präsidenten erwählt. In diesem Amte, das er, wiederholt bestätigt, während einer Reihe von Jahren versehen hat, bildete dieser Jurist, mit seinem selbsterworbenen, aber ebenso ernsten und lebendigen Glauben, eine ganz einzig dastehende Erscheinung, eine Vermittlung eigener Art zwischen Reformern und Orthodoxen einerseits, zwischen Laien und

Geistlichkeit andererseits, ein Element, das in dieser Weise kaum je ersetzt werden kann.

Wenn heute die kirchlichen Kämpfe weniger leidenschaftlich ausgefochten werden und die Gegensätze sich besser als früher verstehen, so ist das, soweit es unsern Kanton betrifft, nicht zum wenigsten dem nun Verstorbenen zu danken, der mit dem gleichen Nachdruck die Selbstständigkeit der kirchlichen Organisation im Staate, wie die Freiheit der individuellen Religion auch außerhalb der landeskirchlichen Form in Schutz genommen hat."

Eine wie tief religiöse Natur Züricher war, geht beinahe aus jeder Seite seines Tagebuches hervor. Wir nehmen keinen Anstand, hier ein Gedicht zu veröffentlichen, welches noch aus der Studentenzeit herstammt und der schönste Ausdruck seines gläubigen Gottvertrauens ist:

1) Schon in meiner frühsten Jugend
Strahlte mir aus weiter Fern'
In das Dunkel dieses Lebens
Ein geheimnißvoller Stern;
Wie ein gottgesandter Führer,
Der den Wanderer führt hinein
In den Tempel seines Glückes,
Winkte mir sein heller Schein.

2) Und ich hörte Geisterstimmen:
Wandre diesem Sterne zu,
Den dir Gott geoffenbaret!
Wandre ohne Rast und Ruh,
Bis sein Licht durch Nacht und Grauen
Dich geführt. Ein himmlisch Glück
Harret unter diesem Sterne,
Dir beschieden vom Geschick.

3) Und ich mußte fort und wandern,
Wandern ohne Rast und Ruh
Magisch zog's mich immer weiter,
Immer diesem Sterne zu.

Und wenn Stürme mich umtosten,
Wenn mein Glaube war erschlafft,
Gab sein Licht mir immer wieder
Neuen Trost und neue Kraft.

4) Und es zog mich weit und weiter
In ein unbekanntes Land,
Ueber Wege, über Stege,
Bis an dieses Abgrunds Rand
Weh! nun ist der Stern verschwunden!
Ohne Führer steh ich hier,
Vor mir gähnt der schwarze Abgrund,
Ringsum droht Verderben mir!

5) Hat ein Dämmern mich betrogen,
War der Stern ein Irrlicht nur,
Dessen trügerisches Winken
Mich verlockt auf seine Spur?
War sein reines, hehres Leuchten
Nicht ein Zeichen mir von Gott?
O dann fahre hin, mein Glaube,
Sei willkommen, Nacht und Tod!

6) Und ich knie' am Abgrund nieder:
Höre, Gott! mein heißes Fleh'n!
Laß den Glauben meiner Seele,
Laß ihn nicht zu Grunde gehn!
Laß den Stern mir wieder scheinen,
Der mir stets ein Führer war,
Der ins Dunkel dieses Lebens
Mir geleuchtet wunderbar.

7) Mag der Abgrund mich umstarren,
Seh' ich nur des Sternes Licht,
Nur den gottgesandten Führer,
O mein Gott! dann zag ich nicht!
Gläubig will ich vorwärts dringen
In dem unbekannten Land,
Hör' ich nur den Ruf nach oben,
Fühl' ich, Gott, nur deine Hand!

Zu der religiösen Gemüthsrichtung Zürichers bilden seine humanitären Bestrebungen eine schöne Ergänzung. Ein großer Theil seiner freien Zeit wurde ausgefüllt durch seine Thätigkeit als Präsident des Hülfsvereins der Länggasse und Mitglied des Schutzaufsichtkomites für entlassene Sträflinge. Im November 1883 spricht er sich darüber in seinem Tagebuch folgendermaßen aus:

„Nächster Tage werden die regelmäßigen Sitzungen des Länggaß-Hülfskomites, dessen Präsident ich nun seit mehreren Jahren bin, wieder beginnen. Es ist eine große Last, denn in diesen Wintersitzungen müssen gewöhnlich 50 bis 60 Hülfsgesuche erledigt und daneben viele Hausbesuche abgestattet werden. Allein die daherige Thätigkeit gewährt mir doch Befriedigung. Denn einerseits ist unser Komite der Sammelpunkt der verschiedensten kirchlichen Elemente (Reformer, Vermittler, Orthodoxe, sogar Separirte), die sich im Leben arg befehden, hier aber mit einander in einem ächt christlich-humanen Bestreben wetteifern; andererseits muß man sich sagen, daß das Hülfskomite, wenn es auch schon das soziale Elend im Großen und Ganzen nicht wesentlich lindern, doch im Einzelnen viel Gutes wirken kann.

„Gleich verhält es sich beim Schutzaufsichtskomtie für entlassene Sträflinge, dem ich nun auch schon viele Jahre angehöre. Es freut mich da jedesmal, wenn z. B. der junge Bursch, der vor acht Jahren wegen Diebstahl verurtheilt, nach abgebüßter Strafe von mir placirt und unter strenger Aufsicht gehalten wurde, mir einen Besuch abstattet ꝛc.“

Mit einzelnen seiner Schützlinge unterhielt Züricher auch einen regen brieflichen Verkehr und war immer bereit, ihnen mit Rath und That beizustehen.

Wir haben nun noch die Aufgabe, die politische Laufbahn Zürichers einer Betrachtung zu unterziehen. Wir

gedenken uns dabei ganz kurz zu fassen, geben aber als Anhang eine Reihe von Aphorismen, die wir theils dem Tagebuche, theils den Broschüren und Zeitungsartikeln des Verstorbenen entnommen haben, indem wir glauben, daß diese Sammlung für den Leser von größerem Werth sein werde, als eine weitläufige Schilderung aus unserer Feder. Zur Orientirung muß aber doch Einiges vorausgeschickt werden: *)

Zürichers politische Thätigkeit begann schon sehr frühe, schon die von uns erwähnte Rede bei Anlaß des Zentralfestes der Studentenverbindung Helvetia in Langenthal war eine bedeutsame Kundgebung, die einen tiefen Einblick verrieth in das, was unserem Volke noth thut.

Doch war diese Rede immerhin nur für einen engeren Kreis berechnet; im Jahre 1866 aber wandte sich Züricher an das ganze Bernervolk mit einer Broschüre: „Die Stellung und Aufgabe der Freisinnigen im Kanton Bern vor oder auch nach den Wahlen".

Diese Broschüre behandelte zum ersten Male in gründlicher Weise die Frage einer kantonalen Verfassungsrevision. Dieß war das Ziel, welches er der freisinnigen Partei des Kantons Bern steckte. Durch das Bestreben, diese Aufgabe zu erfüllen, sollte sich die altersschwache liberale Partei regeneriren.

Als erster Grund für die Wünschbarkeit einer Revision wird die Nothwendigkeit angeführt, daß die demokratische Entwicklung, welche mit unserm Jahrhundert begonnen, durch Erweiterung der Volksrechte konsequent bis zur reinen Demokratie durchgeführt werde.

Der zweite Grund ist die Lösung der Jurafrage, durch Niederreißung der konstitutionellen Scheidewand zwischen dem alten und neuen Kantonstheil und durch Subvention einer Eisenbahn, welche beide Kantonstheile mit einander verbindet

*) Die Aussprüche über die politischen Ereignisse der letzten Jahre glauben wir noch zurückhalten zu sollen.

und auf diese Weise den Jura den Altbernern näher bringt. Als weiteren Revisionspunkt bezeichnete Züricher damals schon die Reorganisation des Gemeindewesens in Verbindung mit den Bestimmungen über die Niederlassung und der Armen- und Vormundschaftspflege. Ferner befürwortete er die Reorganisation des Großen Rathes, die Herabsetzung seiner Mitgliederzahl auf 80 bis 100, die Wählbarkeit der Beamten, Lehrer und Geistlichen in denselben, die Reorganisation der obersten Verwaltungsbehörde, die Wählbarkeit der Bezirksbeamten durch das Volk. Er verlangte, daß der Große Rath beauftragt werde, eine entsprechende Revision der Gesetze betreffend die Garantien individueller Freiheit vorzunehmen und der Genehmigung des Volkes zu unterbreiten. Ferner wird der Nachweis geleistet, daß das Recht der Preßfreiheit, der freien Niederlassung, der Kultusfreiheit, der Lehrfreiheit, das Recht der freien Ausübung der Gewerbe wohl durch die Verfassung garantirt sei, daß aber die Ausübung dieser Rechte und Freiheiten durch tausenderlei lästige und hemmende Bestimmungen beeinträchtigt sei. Beim Unterrichtswesen wird auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, unsere Hochschule durch eine bessere Organisation und höhere Subventionirung zu heben.

Durch diese Flugschrift hatte Züricher der freisinnigen Partei des Kantons Bern neue Ziele gesteckt und auf lange Zeit hinaus den Weg vorgezeichnet. Mancher Punkt dieses Programms ist seither verwirklicht worden, aber die Hauptsache, die Frage der kantonalen Verfassungsrevision, wartet noch immer auf ihre Lösung, die Reorganisation des Gemeinde- und Armenwesens ist noch immer ein unerledigtes Postulat, noch immer hat der Jura seine Sonderstellung im Armen- und Steuerwesen, wie in andern wichtigen Punkten der Gesetzgebung.

Züricher hatte mit seinem Programm von 1866 seiner Zeit weit vorgegriffen. Um so mehr mußte es verwundern, daß er sich dem Entwurf zur Revision der Verfassung des Kantons Bern, welcher im Jahre 1884 endlich zu Stande gekommen war, feindlich gegenüber stellte. Viele glaubten von dieser Stellungnahme auf einen Gesinnungswechsel Zürichers, auf ein Abfallen von seinen früheren freisinnigen Grundsätzen schließen zu dürfen, aber mit Unrecht.

Zürichers Haltung in dieser Frage hatte ihren Grund nicht darin, daß er anno 1885 konservativer war, als 1866, sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß er in dem Verfassungsentwurf, welcher 1885 zur Abstimmung kam, eine ganz andere, nach seiner Meinung verderbliche und gefährliche Gemeindeorganisation erblickte, welche nicht diejenige war, welche er sich einmal zum Vorbilde genommen hatte. Er wollte kein allgemeines Landsaßenthum, sondern ein aus allen Seßhaften des Ortes bestehende Heimatgemeinde. Ferner erklärte er sich als Gegner der vorgeschlagenen direkten Initiative, durch welche die Bedeutung des Großen Rathes ungebührlich herabgesetzt und der Schwerpunkt des politischen Lebens aus der Volksvertretung in die Vereine und Parteien gelegt werde. Dieß bedeutete aber nach seiner Ansicht nicht den Ausbau, sondern die Desorganisation und Entartung der Demokratie. Dieß waren die Hauptgründe von Zürichers Opposition. Angesichts der Begeisterung, mit welcher das Revisionswerk von der Mehrzahl seiner Freunde und Parteigenossen aufgenommen wurde, war sie ihm nicht leicht geworden. „Allein noch viel mehr“ schreibt er, „wird sie mir erschwert durch die häßlichste Bundesgenossenschaft — gegenüber den Urhebern des Graßwyler Skandals unterstreiche ich dieses Wort doppelt und dreifach — zu welcher ich mich scheinbar verurtheilt sehe. Was mich trotz Allem

dem mit zwingender Gewalt zur Opposition treibt, ist das, was jedem ächten Republikaner und gewiß auch den Urhebern der neuen Verfassung das oberste Gesetz ist: Salus rei publicæ."

Aehnlich verhielt es sich mit der Stellung Zürichers als Stadtrath gegenüber der stadtbernischen Gemeindereorganisation und den Bestrebungen auf Erweiterung des Gemeindestimmrechts. Nicht weil sie ihm zu fortschrittlich, zu weitgehend waren, bekämpfte er diese Tendenzen, sondern weil sie mit seiner Ueberzeugung, mit seiner rechtlichen Auffassung von der Bedeutung und Organisation der Gemeinde im Widerspruch standen.

Der Konflikt, in welchen Zürcher in den letzten Jahren mit seinen Parteigenossen kam, bereitete ihm oft schweren Kummer, trotzdem wich er aber niemals ab von seiner Ueberzeugung, allen Anfeindungen und Verdächtigungen Trotz bietend. Um die Gunst der Menge buhlte Zürcher eben niemals.

Und dennoch war es ihm vergönnt, eine außergewöhnlich erfolgreiche politische Wirksamkeit auf eidgenössischem Boden zu entfalten.

Als nach Verwerfung des ersten Entwurfes einer revidirten Bundesverfassung am 12. Mai 1872 die Freunde der schweizerischen Einheits- und Revisionsbestrebungen die Fahne der Revision von neuem erhoben, da stellte sich Zürcher, damals im Vollbesitz seiner ganzen Manneskraft, an die Spitze dieser Bewegung und wurde der eigentliche Gründer des schweizerischen Volksvereins. Er berief und leitete als Präsident des geschäftsleitenden Ausschusses die großen Delegirtenversammlungen in Langenthal und Olten, an welch letzterem Orte am 22. Mai 1873 die eigentliche Konstituirung des schweiz. Volksvereins zu Stande kam. Es folgte am 15. Juni 1873 der denkwürdige Volks-

tag von Solothurn, wo Züricher als Präsident des Zentralkomite die Hauptrede hielt, in welcher er das Revisionsprogramm entwickelte. Diese schweizerische Landsgemeinde leistete der Sache der Revision außerordentlichen Vorschub. Wenige Tage nachher ward der neue bundesräthliche Revisionsentwurf veröffentlicht und nun kam die Bewegung wieder in lebhaften Fluß. Züricher war aber nicht nur ein eifriger Förderer des Revisionsgedankens, sondern auch ein wachsamer Hüter seiner Ausführung. Als der Gang der Kommissionalberathung einen schleppenden Verlauf zu nehmen drohte und es schien, als ob die Hauptgedanken des Programms aus kleinlicher und ängstlicher Opportunitätspolitik geopfert werden sollten, als die Gefahr nahe lag, daß ein Werk zu Stande komme, welches Niemand, am wenigsten die Revisionsfreunde befriedigen würde — da griff Züricher wieder zur Feder und veröffentlichte im Herbst 1873 unter dem Titel: „Die Bundesrevision und der Volkstag von Solothurn", eine Flugschrift, die großes Aufsehen machte und viel dazu beitrug, die Revisionsarbeit in die richtigen Bahnen zurückzuleiten. In derselben vertrat Züricher besonders lebhaft den Grundsatz: Eine Armee, ein Recht! Er warnte eindringlich vor allzu großen Konzessionen, welche die eifrigsten Revisionsfreunde schließlich nöthigen würde, dieses Machwerk zu verwerfen.

Der Schluß der Broschüre lautete: „Das Schiff der Revision, das noch diesen Sommer mit geschwellten Segeln lustig und geraden Wegs seinem Ziele zusteuerte, ist seither durch das Laviren der beiden Kommissionen in bedenkliches Fahrwasser gerathen. Nur wenn sich die Räthe selbst mit aller Macht aus diesem Fahrwasser wieder herausarbeiten, kann der sonst unvermeidliche Schiffbruch vermieden werden.

„Zum Militärartikel der nationalräthlichen und zum Rechtsartikel der ständeräthlichen Kommission wird die Linke der Revisionspartei nie ihre Zustimmung geben. Unser Minimum sind hier die Anträge des Bundesrathes. Bevor wir in unsere neue Wohnung einziehen, wollen wir wissen, ob dieselbe wohnlicher ist, als die alte. Unsere liebe, aber sehr schadhafte Bundesverfassung von 1848 wollen wir nur gegen etwas Besseres, nicht gegen Flickwerk eintauschen, darum — caveant consules! Gebt uns Brod, nicht Steine!"

Die von patriotischer Begeisterung durchdrungene Arbeit Zürichers blieb nicht ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Revisionsverhandlungen und trug viel dazu bei, den drohenden Schiffbruch zu verhüten.

Der Volkstag in Solothurn, welchen Zürcher als Präsident des schweizerischen Volksvereins leitete, muß als der Höhepunkt im politischen Wirken des Verstorbenen betrachtet werden. Groß war sein Einfluß auch bei der Volksversammlung auf der großen Schanze in Bern, wo er als einer der Hauptredner der Regierung die Unterstützung des Bernervolkes im Kampfe mit dem Ultramontanismus zusagte. Sonst mußte sich Zürcher, der nie einem der gesetzgebenden Räthe angehörte, meistens damit begnügen, seiner politischen Ueberzeugung durch die Presse Ausdruck zu geben. Neben gewissenhaftester Erfüllung seiner Berufspflichten fand er immer die nöthige Zeit dazu. Seine Broschüren und Zeitungsartikel sind denn auch in der That äußerst zahlreich und würden verdienen, gesammelt herausgegeben zu werden. Noch im letzten Lebensjahre Zürichers erschienen von ihm eine Reihe von Aufsätzen, von welchen besonders diejenigen über „die Berechtigung der politischen Parteien" und „die Zielpunkte einer schweizerischen Fortschrittspartei" beachtenswerth sind.

Die letzte große Kundgebung, das politische Testament Zürichers war die Festrede, welche er am 29. August 1886 bei der Einweihung des Grauholzdenkmals hielt. Er spricht sich über diesen seinen Ehrentag im Tagebuche folgendermaßen aus: „Die Rede war gut, formell und inhaltlich, ich habe dem Volke große Wahrheiten gesagt in einer Weise, wie sie für dasselbe verständlich war. Manches, was mir schon lange auf dem Herzen lag, hat bei diesem Anlaß heraus müssen!

„Ich danke Gott für den Erfolg dieses Tages. Aber freudig hat er mich nicht gestimmt. Wie drückt mich das Gefühl von dem, was ich ausrichten könnte, wenn mir die Gabe, aus dem Stegreif zu reden, verliehen wäre. Meine Rede hatte bloß deßhalb Erfolg, weil sie sorgfältig einstudirt war; könnte ich meinen geistigen Inhalt ohne Vorbereitung und Einstudirung dem Volke mittheilen, ich wollte eine Welt aus den Angeln heben!"

Kaum ein Jahr nach der Feier im Grauholz standen wir am Grabe Zürichers. Eine rasch verlaufende Krankheit hatte seinem Leben im fünfzigsten Jahre ein Ende gemacht.

In ihm betrauerten wir einen edlen Menschen, einen der besten Bürger seines Vaterlandes.

Festrede
des
Herrn Oberrichter Oberst Züricher bei der Einweihung des Grauholzdenkmals.

Werthe Mitbürger!

Ein jedes Volk, dem eine große geschichtliche Aufgabe zugefallen ist, hat seine ganz besonderen Gedenktage, welche das Einerlei des gewohnten Lebenslaufes durchbrechen

Lichte Gedenktage und finstere Gedenktage. Lichte Gedenktage, an welchen die Sonne des Glückes heller, als sonst, dem Volke geleuchtet und ihren verklärenden Glanz über ganze Generationen ausgegossen hat. Finstere Gedenktage, an welchen eine Gewitterwolke den Himmel des Volkes bedeckt, ein zündender Blitzstrahl sein Glück zertrümmert, ein verheerender Sturm seine Hoffnungen auf lange hinaus geknickt hat.

Diese Gedenktage, die lichten, wie die finstern, haben im Leben eines Volkes oft eine tiefernste Bedeutung. Wo sich ein Volk durch eigene Kraft und Anstrengung ein hohes Gut errungen, sind sie ihm eine Ermuthigung für sein redliches Streben, eine trostreiche Verheißung in schweren Zeiten. Und wo sich ein Volk durch eigenes Verschulden ein schweres Verhängniß zugezogen, sind sie ihm eine ernste Warnung, seiner Pflicht eingedenk zu bleiben und in den Zeiten des Glückes nicht in schuldhafte Sicherheit zu versinken. Wie Schicksalsboten aus einer andern Welt lenken diese Gedenktage, die lichten wie die finstern, den Blick des Volkes fort und fort über den Staub des Vergänglichen empor, auf höhere Ziele hin. Und je tiefer sie, dort als eine trostreiche Verheißung, hier als eine ernste Warnung, in Herz und Gewissen des Volkes eingegraben sind, um so größer ist auch die Bürgschaft dafür, daß die Tage dieses Volkes noch nicht gezählt sind, daß es nach höherem Rathschluß noch eine Zukunft vor sich hat.

Werthe Mitbürger!

Vor wenigen Monaten hat das Schweizervolk einen seiner lichtvollsten Gedenktage gefeiert. Sempach! Wie helle strahlt dein Glanz durch die Jahrhunderte unserer Geschichte! Wie groß waren die Opfer, aber wie freudig wurden sie dargebracht! Und wie herrlich war der Erfolg! Der blutgetränkte Boden wurde das Saatfeld unserer jungen Freiheit! Eintracht und Opfersinn, welche den Sieg errungen, wurden der feste Kitt des Schweizerbundes! Eintracht und Opfersinn führten ihn weiter von Sieg zu Sieg, und machten ihn unwiderstehlich, zu einem mächtigen Hort der Freiheit: Allen Freunden zum Schutz, allen Feinden zum

Trutz. O Tag von Sempach! Bleib' uns stets eine helle Leuchte in schweren Zeiten! Bleib' uns stets eine trostreiche Verheißung, daß bei Eintracht und Opfersinn auch ein kleines Volk Großes vollbringen kann!

Werthe Mitbürger!

Der 5. März 1798, von dem uns die gebrochene Säule hier erzählt, ist kein lichter Gedenktag im Leben des Schweizervolkes. Unser Auge, das bei der Erinnerung an Sempach stolz und freudig geglüht, blickt bei der Erinnerung an diesen Tag trüb und düster zur Erde nieder. Denn aus einer Zeit der Eintracht und des freudigen Opfermuthes sehen wir uns versetzt in eine Zeit der Zwietracht und selbstsüchtigen Schwäche; aus einer Zeit kräftigen Ringens und Vorwärtsstrebens in eine Zeit des Verfalles und der Auflösung.

Der Bund der Eidgenossen war alt geworden. Seine unerhörten Waffenerfolge hatten ihn zu einer gefürchteten Militärmacht erhoben, die Jahrhunderte lang jedes Angriffes von Außen spottete. Aber was fremden Waffen nicht gelungen war — die Schweizer vom Ausland abhängig zu machen — das gelang fremdem Geld und fremder Verführung. Es kam die für unser Land so verhängnißvolle Zeit der Werbungen und des Reislaufens, der fremden Jahrgelder und der Bestechungen. Die Sitten des Volkes verwilderten; an die Stelle der Eintracht und des Opfersinnes traten Eigennutz und Selbstsucht; an die Stelle der großen, nationalen Politik die kleinlichen Sonderinteressen der einzelnen Stände. Die Eidgenossen schufen sich Unterthanen in den eroberten Ländern und überließen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr einzelnen Familien. Wohl setzte die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts der Sittenverwilderung einen Damm und gab dem religiösen Leben wieder tiefern Gehalt; aber politisch brachte sie keinen Fortschritt; sie lockerte noch mehr den Bund. Jedem nationalen Gedanken entfremdet und von gegenseitigem Mißtrauen, von Neid und Eifersucht erfüllt, waren die Eidgenossen außer Stand, ihre staatlichen und gesellschaftlichen Formen nach dem Bedürfnisse der Zeit weiter zu bilden. Sie ver-

fielen dem allgemeinen Loose jedes Stillstandes: der Versumpfung und Verknöcherung.

Im vorigen Jahrhundert schien sich ein Umschwung zum Bessern vorzubereiten. Einzelne hervorragende Männer, in welchen der alte Schweizergeist wieder erwacht war, erkannten das Uebel der Zeit und suchten ihr Volk auf bessere Wege zu leiten. Der große Haller mahnte zur Eintracht und erhob im Vorgefühl kommenden Unglücks die zornige Klage:

„Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein jetzig Volk dem einstigen verwandt?"

In der Helvetischen Gesellschaft reichten sich Vaterlandsfreunde aus der ganzen Schweiz zum Bruderbunde die Hand und suchten die politischen und kirchlichen Gegensätze zu versöhnen, den Sinn für Vaterland und Gemeinwohl, für Freiheit und Fortschritt im Volk zu wecken. Ein warmer, belebender Hauch drang durch alle Gauen der Schweiz und ließ auf eine baldige Besserung der öffentlichen Zustände hoffen.

Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Es war nur das erste Wehen der Frühlingslüfte und nicht kräftig genug, die starre Eiskruste zu brechen, die sich Jahrhunderte lang über unser Volk gelegt hatte. Die Anregungen und Bestrebungen der Vaterlandsfreunde blieben vereinzelt und wurden, wo sie sich auf das politische Gebiet hinüberwagten, mit Mißtrauen betrachtet oder geradezu unterdrückt. Wo nicht Eigennutz und Selbstsucht, da hinderten Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit der Machthaber jede Neuerung. Und die Masse des Volkes, die sich äußern Wohlstandes erfreute, träumte ruhig ihren Winterschlaf fort und kümmerte sich wenig um die politische Rechtlosigkeit ganzer Klassen und Landesgegenden, wenig um die abgelebten Staatsformen und die Ohnmacht der Bundesgewalt. Die Wiedergeburt der Schweiz aus eigener Kraft unterblieb, die Anregungen und Bestrebungen der Vaterlandsfreunde waren nur Samenkörner für eine spätere Zeit.

Als nun gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der große Sturm losbrach, der die Grundfesten aller Staaten erschütterte und einer neuen Zeit die Bahn öffnete; als dieser

Sturm, der lange nur um die Grenzen unseres Landes herumgetobt hatte, plötzlich und rauh an dessen Pforten anklopfte; als das länder- und beutegierige Frankreich unter dem Deckmantel von Freiheit und Gleichheit seine kriegsgewohnten Schaaren in unsere friedlichen Thäler einbrechen ließ — da war die alte, morsche Eidgenossenschaft diesem Sturme nicht mehr gewachsen. Jetzt reifte die böse Saat, die Eigennutz und Selbstsucht während Jahrhunderten ausgestreut hatten; jetzt zeigte es sich, daß die Bundestreue zur hohlen Phrase herabgesunken und in den Herzen erloschen war.

Die Tagsatzung war keines Entschlusses fähig; jeder Stand überließ den andern seinem Schicksal. Ueberall herrschte das Gefühl, daß die bisherigen Zustände unhaltbar geworden. Aber man hatte es unterlassen, das Haus rechtzeitig zu bestellen; jetzt war es zu spät! Jetzt war jede Neuerung, weil vom Feinde abgetrotzt, nur ein Zeichen der Schwäche. Einzelne hofften von den Franzosen ihr Heil und wurden am Vaterland zu Verräthern. Eine heillose Verwirrung der Geister nahm überhand, vom Feinde bald durch Drohungen, bald durch Versprechungen arglistig vermehrt.

Im Kanton Bern, der den ersten großen Anprall des Sturmes aushalten mußte, wollte die Masse des Volkes von den Franzosen nichts wissen und war Anfangs willig zu kräftigem Widerstand. Aber es war niemand da, der diesen Widerstand hätte organisiren können. Die Regierung mißtraute dem Volke; das Volk deshalb auch der Regierung. Diese selbst war in zwei Parteien gespalten. Mehr und mehr nahmen auch bei den Truppen Mißtrauen und Unbotmäßigkeit überhand, mehr und mehr hörte man den Ruf: „Wir sind verrathen und verkauft!“ Aber die Wuth des verblendeten Volkes richtete sich nicht gegen die wirklichen Verräther, wohl aber gegen unschuldige und pflichttreue Offiziere.

Nur Wenige waren es, welche sich in dieser allgemeinen Verwirrung klar bewußt waren, was allen Vaterlandsfreunden die Pflicht gebot: Die innern Zwistigkeiten vertagen

fest zusammenhalten und dem fremden Räuber widerstehen! Noch geringer war die Zahl Derjenigen, welche diesem Gebote der Pflicht auch persönlich Folge leisteten und welche bis ans Ende treu und selbstlos zur Fahne des Vaterlandes stunden.

Zu diesen Wenigen gehören die Tapfern, die am 5. März 1798 bei Neuenegg siegten. Zu diesen Wenigen gehörten auch die Tapfern, welche am gleichen Tage hier im Grauholz einen hoffnungslosen Kampf wagten, die Tapfern, welche hier der feindlichen Uebermacht erlagen, aber die Ehre der bernischen Truppen wahrten.

Werthe Mitbürger!

Sei es mir vergönnt, für wenige Augenblicke den Schleier der Vergangenheit zu heben und euren Augen das Trauerspiel zu enthüllen, das sich vor 88 Jahren auf dieser sonst so einsamen Waldwiese abgespielt hat!

Der 5. März 1798, der letzte Tag des alten Bern, ist angebrochen. Freiburg und Solothurn sind gefallen. Die eidgenössischen Zuzüge aus der innern Schweiz sind ihrer Bundespflicht untreu geworden und abgezogen. Bern steht verlassen da und in sich gespalten. Die zur Grenze vorgeschobenen Bataillone haben sich, von französischer Uebermacht zurückgeworfen, zum großen Theil aufgelöst. Was von den Truppen noch bei den Fahnen ist — wenige tausend Mann — erwartet in weit auseinander gezogenen Stellungen die beiden französischen Heere, die, zusammen über 40,000 Mann, von Freiburg und Solothurn gegen Bern vorrücken. Bei den Bernern Rathlosigkeit und Verwirrung, bei den Franzosen rasches, planmäßiges Handeln.

Hier am Waldesrande steht die kleine Schaar, welche die Stellung am Grauholz vertheidigen soll: Zwei Bataillone Infanterie, etwas Artillerie mit fünf Kanonen und einige Dragoner, alles zusammen nicht mehr als 900 Mann. Der Obergeneral v. Erlach ist hier; ebenso der greise, ehrwürdige Schultheiß von Steiger, welcher die kalte Märznacht über, auf einem Baumstamme sitzend, bei den Truppen im Walde bivouakirt hat.

Beim ersten Grauen der Dämmerung hört man von Fraubrunnen her heftigen Kanonendonner. Es ist General Schauenburg, welcher die bernischen Truppen in Fraubrunnen angreift und nach kurzem, heftigem Kampf überwältigt. Wie sich das Feuer zu nähern scheint und viele Soldaten, welche noch nie einen Feind gesehen haben, zaghaft werden, tritt Schultheiß v. Steiger vor, spricht ihnen eindringlich zu und belebt ihren sinkenden Muth durch seine feste und würdige Haltung.

Die Berner ordnen sich: Rechts der Straße das Bataillon Daxelhofer, links davon das Bataillon Tillier; in der Mitte drei Kanonen unter Hauptmann Manuel; auf den Flügeln die zwei Regimentsstücke unter Lieutenant v. Rodt: das eine, rechts, hier, wo jetzt das Denkmal steht, durch Rodt persönlich befehligt; das andere, links, dort an der Waldecke, unter seinem Wachtmeister Christen. Die Front der bernischen Stellung ist schußfrei und durch einen Verhau verstärkt: aber die Flügel haben gar keine Anlehnung.

Kaum haben die Berner ihre Stellung bezogen, da sieht man auf der Straße von Fraubrunnen einen Strom von Flüchtigen — Fußgänger, Reiter, Fuhrwerke — wild durcheinander und in größter Unordnung daherrennen, verfolgt von französischen Husaren und reitender Artillerie. Beim Anblick der bernischen Linie machen die Franzosen Halt, ihre Artillerie postirt sich auf der Anhöhe dort bei der Ziegelei. Die bernische Linie wird von ihren braven Offizieren fest zusammengehalten und läßt sich durch die Flüchtigen nicht aus der Fassung bringen. Sowohl die Infanterie als die Artillerie eröffnet ein wohlgenährtes Feuer auf den angreifenden Feind. Namentlich die Kanoniere v. Rodts geben ihre Schüsse mit Kaltblütigkeit, Schnelligkeit und Präcision ab, als wären sie auf dem Exerzirplatze. Als eine feindliche Kugel in einen Protzwagen schlägt, der hart hinter einer Kanone steht, so daß derselbe zerspringt und einen Kanonier tödtet, kommen die übrigen nicht aus der Fassung. Wie altgediente Soldaten fahren sie fort, ihre Pflicht besonnen und standhaft zu erfüllen. Wie bei Neuenegg zeigt sich auch hier, was unsere Milizen bei guter Führung zu leisten im Stande sind.

Aber schon ist das Schicksal des Tages entschieden. Während die Franzosen in der Front nicht durchdringen können und ein stehendes Feuergefecht unterhalten, hat eine starke Kolonne — die schwarze Halbbrigade und Husaren — durch das Seedorfmoos den linken Flügel der Berner umgangen. Diese Kolonne greift nun die Berner im Rücken an, einige Kompagnien des Bataillons Tillier werfen sich ihr entgegen, können aber den Anprall nicht aufhalten. Nun Angriff der Franzosen von allen Seiten, ein blutiges, verzweifeltes Ringen — dann ist das kleine Häufchen der Berner von der feindlichen Uebermacht erdrückt und zersprengt. Schultheiß v. Steiger und General v. Erlach, die bis zuletzt Stand gehalten, werden in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Auf dem Breitfeld vor Bern machen v. Erlach, der sich an diesem Tage wenigstens als tapferer Soldat bewährt, und andere brave Offiziere noch einen Versuch, die zerstreuten Schaaren zu sammeln und von Neuem gegen den Feind zu führen. Es ist umsonst! Auch dieser letzte Widerstand wird gebrochen — Bern kapitulirt!

Werthe Mitbürger!

Lassen wir den Vorhang wieder sinken! Was dem Falle Berns folgte, ihr wißt es: die Unterwerfung der übrigen Schweiz, die langen Jahre der Schmach und des Unglücks. Vergeblich war der verzweifelte Widerstand der Urkantone, die ihre Untreue gegen Bern, den Bruch ihres Bundesschwures zu spät bereuten. Ihre Heldenthaten bei Rothenthurm und Schindellegi konnten das Verhängniß nicht mehr abwenden: Auch sie wurden unterworfen, die ganze Schweiz wurde zum Tummelplatz fremder Heere und schließlich — ausgesogen und ausgeplündert — ein armseliger Vasallenstaat Frankreichs.

Ja, finster ist der Gedenktag, von dem die gebrochene Säule hier spricht. Ernst ist die Warnung, die sie uns zuruft. Sie predigt uns von Eigennutz und Selbstsucht, von Zwietracht und Schwäche. Sie predigt uns von einem großen Verschulden und von einem schweren Verhängniß!

Aber sie predigt uns mehr als das! Schaut doch die Säule näher an! Wohl ist sie gebrochen, aber sie trägt einen

Ehrenkranz! Wohl predigt sie uns von Schuld und Verhängniß, aber sie predigt uns auch von Treue, von Hingebung bis in den Tod!

„Ein unnützes Opfer! Ein unnützes Blutvergießen!" sagt vielleicht ein überkluger Alltagspolitiker oder ein junger Greis der Gegenwart. „Der Widerstand konnte den Sturz Berns und der Eidgenossenschaft doch nicht aufhalten! Es ist gut, daß alles so gekommen ist! Jetzt haben wir bessere Zustände als vordem. Die Soldaten von Neuenegg und Grauholz hätten deshalb klüger gethan, wenn sie, statt zu kämpfen, ebenfalls nach Hause gegangen wären!"

O du armseliger Mensch, der du so sprichst mit kaltem Herzen! Wie wenig kennst du die heilige Gluth der Vaterlandsliebe, wie wenig das Ehrgefühl braver Soldaten! Wie wenig auch die unberechenbaren Folgen treuer Pflichterfüllung, wie wenig die sühnende Kraft freiwilligen Opfertodes!

Ja wohl haben wir heute bessere Zustände als vordem, ja wohl hat uns ein gütiges Geschick vor dem nahen Untergange bewahrt. Aber daß es so gekommen ist, daß sich die Schweiz aus ihrem tiefen Sturze wieder erheben konnte, das danken wir heute nicht jenen Klugen und Feigen, die damals in der Stunde der Noth dem Vaterlande den Rücken kehrten! Wir danken es den Guten, die schon vor den Tagen des Unglücks das Feuer der Vaterlandsliebe wieder angefacht haben! Wir danken es vor allem aus den Tapfern, die später, in der Stunde der Noth, für ihr Vaterland zu Blutzeugen geworden sind.

Als auf den Trümmern des alten Bundes ein neues, dem Herzen des Volkes durchaus fremdes Staatswesen aufgerichtet wurde — wie mühsam mußten da die Bausteine zusammengetragen werden! Und wie gering schien die Hoffnung, daß aus diesem armseligen Vasallenstaate Frankreichs und später der Wiener Kongreßmächte je wieder ein gesunder, lebenskräftiger Organismus, eine freie und selbstständige Schweiz emporwachsen werde!

Aber jetzt zeigte es sich, daß der gute Same, den die Vaterlandsfreunde des vorigen Jahrhunderts ausgestreut hatten, nicht verloren gegangen war. Jetzt, in den langen

Jahren der Schmach und des Unglücks, fing er an zu keimen und zu reifen. Jetzt waren die Herzen, die früher verschlossen gewesen, für das Gute empfänglich geworden. Im gemeinsamen Leiden und in gegenseitiger Hülfeleistung, in der Liebesthätigkeit eines Pestalozzi und anderer, erwachte das Gefühl der alten Zusammengehörigkeit. Und während sich so im Stillen der Volksgeist läuterte und kräftigte, erwachte mehr und mehr auch die Sehnsucht nach dem verlornen Vaterlande, die Sehnsucht nach einer freien und selbstständigen Schweiz.

An den Mannsthaten von Neuenegg und Grauholz, von Schindellegi und Rothenthurm konnte sich das verletzte Ehrgefühl, konnte sich das tiefgesunkene und in den Staub getretene Schweizerbewußtsein wieder aufrichten. Diese Mannesthaten bewahrten dem Schweizervolke den Glauben an seinen eigenenen Werth, sie gaben ihm später Kraft und Muth, auch an der politischen Wiedergeburt des Vaterlandes zu arbeiten.

Ist diese politische Wiedergeburt heute vollbracht? Denkt an das Jahr 1848! Denkt an das Jahr 1856! Und ihr könnt auch diese Frage selbst beantworten.

Als unsere Tapfern dort am Waldesrande der feindlichen Uebermacht erlagen, da glaubte das brechende Auge der Gefallenen den Untergang des lieben Vaterlandes zu schauen. Aber es ist gottlob anders gekommen. Das stolze Venedig, das bei seinem Sturze keine Blutzeugen gefunden hat, ist als Freistaat nicht mehr aus der Asche erstanden. Euch, ihr Blutzeugen von Neuenegg und Grauholz, von Schindellegi und Rothenthurm, haben wir es zu verdanken, daß die Wiedergeburt unseres Vaterlandes möglich war! Euch, ihr Blutzeugen, haben wir es zu verdanken, was das verhängnißvolle Jahr 1798 uns Schweizern geworden ist: Nicht der Untergang des Vaterlandes; wohl aber der Uebergang zu einer neuen und bessern Zeit.

Werthe Mitbürger!

Wenn wir diese Schicksale unseres Volkes, diese wunderbaren Wandlungen, diesen tiefen Sturz und die Erhebung aus diesem Sturze betrachten, sagt uns da nicht eine innere

Stimme: Die Tage dieses Volkes sind noch nicht gezählt! Wir Schweizer haben noch eine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen!

Aber auch die Tage der Prüfung sind noch nicht vorbei! Denn ein jedes Volk wird vom Schicksal besteuert nach seinem Vermögen. Je größer die Aufgabe eines Volkes, um so sicherer und schwerer auch seine Prüfungen!

Bestellen wir deshalb unser Haus, so lang es noch Zeit ist!

Wir Schweizer sind ein Volk, das in verschiedenen Zungen spricht und in seinem Schooße große Gegensätze birgt. Aber es gibt Bande, die stärker sind, als Abstammung und Sprache. Wir haben eine gemeinsame Geschichte und gemeinsame Einrichtungen; wir haben die gleiche Zeit und das gleiche Vaterland; wir leben, denken und fühlen als Schweizer. Wir sind fester zusammengefügt und zusammengekittet, als manches Volk mit Sprachgemeinschaft. In unserer Macht liegt es, durch Pflege der Freiheit und Vaterlandsliebe noch mehr mit einander zu verwachsen. In unserer Macht liegt es, die Gegensätze in unserm Schooße nicht nur äußerlich zu versöhnen, sondern zu einem einheitlichen Volksgeiste, zu einem einheitlichen Volkscharakter zu vereinigen.

Es ist ein Prophetenwort des Dichters: „Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet!“ Ja wohl, ein Haus der Freiheit, wie es auf Erden kein schöneres gibt! Aber weil dieses Haus ein Gottesgeschenk ist, müssen wir es als solches auch hochhalten! Und weil es ein Haus der Freiheit ist, muß in diesem Haus auch der Geist der Freiheit wohnen, als der rechte Hausgeist. In Herz und Gesinnung, in Wort und That, im staatlichen und gesellschaftlichen Leben diesen Geist der Freiheit und die Liebe zum Vaterlande zu pflegen — das ist die große und vorbildliche Aufgabe des Schweizervolkes.

Aber die Freiheit muß eine wahre und das Vaterland muß für Alle da sein. Wo Selbstsucht und Eigennutz vorherrschen, da wird auch im Freistaat die Freiheit zur hohlen Phrase. Und wo ein Glied ungerecht leidet, da leidet der

ganze Körper mit. Das Vaterland muß für alle da sein: Für den Welschschweizer, wie für den Deutschschweizer, für den Katholiken, wie für den Protestanten, für den Arbeiter und Taglöhner, wie für den Handelsmann und Fabrikanten, für den armen Knecht und Schuldenbauer, wie für den reichen Gutsbesitzer und Zinsherrn! Einer für Alle, und Alle für Einen! Dies darf im schweizerischen Freistaate niemals zur hohlen Phrase werden.

Bestellen wir unser Haus, so lang es noch Zeit ist!

Halten wir fest an den ewigen Grundlagen der bürgerlichen Ordnung, aber wo die Zeit von uns einen großen Fortschritt fordert, sei es im staatlichen, sei es im gesellschaftlichen Leben, da scheuen wir den ehrlichen Kampf nicht! So lange kein Feind vor den Thoren steht, hat noch kein gesunder Freistaat durch solchen Kampf Schaden gelitten. Besser ein Kampf um ideale Güter, als Versumpfung und Verknöcherung! Besser ein kräftiges Ringen der Geister, als die Ruhe des Kirchhofs!

Schaut unsere Bergriesen an, wenn sie von Stürmen umtost, von Wolken umhüllt, von Blitzen umzuckt werden! Unerschüttert stehen sie da, mitten im Sturm, und ist das Wetter vorbei, so heben sie ihre Häupter stolzer und freier in die gereinigte Luft empor. So der gesunde Freistaat, der aus Kämpfen und Stürmen zu höheren Daseinsformen emporsteigt.

Das sind nicht jene Kämpfe, welche das öffentliche Leben vergiften! Das ist nicht jene Zwietracht, welche aus Selbstsucht und Eigennutz entspringt! Kämpfen und Ringen muß der Schweizer, nur vergesse er niemals, was auch die gebrochene Säule hier predigt:

Ueber den Parteien steht die Wahrhaftigkeit.

Ueber den Parteien steht die Gerechtigkeit.

Ueber den Parteien steht die Liebe zum Volk und zum Vaterlande.

Bestellen wir unser Haus, so lang es noch Zeit ist! Haben wir unser Vaterland lieb, so scheuen wir auch die Opfer nicht, welche sein Schutz bedarf. Groß sind diese Opfer schon im Frieden. Aber sie müssen noch größer

werden, damit die Wehrkraft unseres kleinen Landes im Kriege bestehen kann. Vergessen wir nicht: Durch ein rechtzeitiges Opfer an Geld wird das Blutopfer vermindert, das der Krieg einst von uns verlangen wird! Vergessen wir nicht, daß wir auf einem Vulkane stehen und daß niemand die Zeit seines Ausbruches kennt! Ob die großen Militärstaaten, die uns umgeben, den Weltbrand entzünden werden; oder ob die soziale Revolution, deren dumpfes Grollen man oft schon in der Tiefe zu vernehmen glaubt, ihre glühenden Lavaströme über Europa ausgießen wird — wir wissen es nicht! Aber das wissen wir: Die Zeiten sind so ernst, daß wir die Hände nicht in den Schooß legen, nicht in schuldhafte Sicherheit versinken dürfen. Der bulgarische Verrath hat uns neuerdings wieder gezeigt, wie rücksichtslos, wie gewissenlos die Großen dieser Erde gegen kleine Völker vorgehen, und wie sehr der moralische Nihilismus auch in den höchsten Kreisen Eingang gefunden. Bleiben wir deshalb auf unserer Hut. Frei im Innern, einig nach Außen, gerüstet und wehrkräftig — so wollen wir Schweizer dem kommenden Sturme entgegenschauen.

Und bricht der Sturm los und kommt die Zeit schwerer Prüfung, dann wollen wir durch die That zeigen, daß die ernste Warnung unserer Geschichte nicht spurlos an uns vorübergegangen ist; daß wir zu Herzen genommen, was uns die gebrochene Säule hier heute gepredigt hat. Dann wollen wir innern Zwist vergessen, den Drohungen und Lockungen des Auslandes unser Ohr verschließen, einzig zum weißen Kreuz im rothen Felde aufschauen! Und wenn Alles um uns her wankt und die Grundfesten aller Staaten erbeben, wenn von allen Seiten her die empörten Wogen auf unsere kleine Freiheitsinsel eindringen — um so höher wollen wir dann, mitten im brandenden Meere, die Fahne des Vaterlandes emporhalten!

Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

Und in der großen Stunde der Entscheidung wird das Vaterland auch seine Blutzeugen wieder finden. Dann wird

offenbar werden, wie bei Sempach, daß unsichtbare und unberechenbare Mächte für uns kämpfen! Es wird offenbar werden: Eintracht und Opfersinn können auch heute noch Berge versetzen!

Unser Haus der Freiheit, das uns Gott gegründet, unser Vaterland, unsere freie, schöne, einzige Schweiz — lebe hoch!

Aphorismen.

Nationalität.

Angesichts der allgemeinen Weltlage sollten wir Schweizer Eines nicht vergessen: Daß unser freies Alpenland unter den Mächtigen Europas gar viele Feinde hat. Wir sollten nicht vergessen, daß hüben und drüben, in Deutschland und Italien, so gut wie in Frankreich, die Hoffnung genährt wird, das Nationalitätenprinzip werde sich auch an uns feindlich bewähren, die Anziehungskraft der nationalen Elemente werde unser kleines, aus drei verschiedenenen Nationalitäten zusammengesetztes Volk früher oder später auseinanderreißen!

Diese Hoffnung soll, soweit es in der Macht unseres Volkes liegt, zu Schanden werden! Wohl ist das Nationalitätenprinzip, sofern es das Zusammengehörende vereinigen, das nicht Zusammengehörende trennen will, geschichtlich durchaus berechtigt. Aber mit dem Worte „Nationalität" darf nicht Mißbrauch getrieben werden.

Es gibt eine Nationalität, die höher und ehrfurchtgebietender dasteht, als diejenige, die sich nur auf die Race, nur auf die Sprachgenossenschaft gründet.

Es ist dies die Nationalität, welche auf der Liebe zur gleichen Heimat, auf der gemeinsamen Geschichte eines Volkes, auf dem gemeinsamen Volkscharakter, auf dem Bewußtsein in der geistigen und politischen Zusammengehörigkeit beruht.

Eine solche Nationalität sind wir Schweizer, was bedarf es des Beweises? Ist doch der Stempel der gemeinsamen Bestimmung dem Schweizervolke unverkennbar auf die Stirn gedrückt, ist doch das Bild des gemeinsamen Vaterlandes dem Schweizervolk unauslöschlich ins Herz gegraben.

Das Nationalitätenprinzip haben wir nicht zu fürchten, wohl aber die Mißdeutung dieses Prinzips. Wollen wir Schweizer dieser Mißdeutung vorbeugen, wollen wir im kommenden Sturm die Freiheit und Selbstständigkeit unserer Nationalität erhalten, so muß das nationale Gefühl, das uns erfüllt, vorher noch äußere Form und Gestaltung gewinnen, zur nationalen That werden. Vorher muß sich die schweizerische Nation aus ihrer äußern Zersplitterung, aus dem ganzen Nachlaß des alten, ohnmächtigen Staatenbundes herausringen, vorher sich enger und fester in sich zusammenschließen. Vorher noch muß sie in ihrer eigenartigen staatlichen und sozialen, in ihrer militärischen und rechtlichen Entwicklung den Anforderungen der Gegenwart gerecht werden. Nur dann kann die schweizerische Nation auf die Achtung Europas zählen, wenn sie gerüstet dasteht, wenn sie den andern Völkern — dank dem Vorzug republikanischer Institutionen — in allen Kulturbestrebungen ein leuchtendes Vorbild bleibt und wenn sie durch die That Zeugniß ablegt von ihrer Lebensfähigkeit, ihrer Gesundheit, ihrer eigenartigen Bestimmung. (1873.)

* * *

Es ist nicht mehr ausschließlich das Widerstreben gegen die Forderungen der Neuzeit, es ist nicht mehr ausschließlich der Konservatismus, der dem Vaterlande Gefahr droht. Nein! es ist eine viel gefährlichere Richtung, eine Richtung, gegen die jeder ächte Schweizer, ob er sich jetzt mehr zum Konservatismus oder zum Fortschritt hinneige, in die Schranken

treten muß. Es ist dies die innationale Richtung, die stets, im Verein mit dem materialistischen Zeitgeist, mit dem Ultramontanismus oder einem krassen Indifferentismus, am Marke unseres ursprünglich so naturwüchsigen, so kräftigen Volksgeistes saugt. Und es ist nicht zu leugnen, diese Richtung ist schon eine furchtbare Macht geworden, um so mehr, da sie nicht offen sich kund gibt, wie ein brüllender Löwe, sondern nachts im Verborgenen, wie eine Schlange, ihre Opfer zu umstricken sucht. Im öffentlichen Leben zeigt sie sich in ihrem Einfluß auf die auswärtige Politik unserer Bundesbehörden, in der Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Großmächte. In der innern Politik zeigt sie sich darin, daß man fremdartige, unvolksthümliche, bureaukratisch geschnörkelte Einrichtungen ins Leben ruft, daß man bloß in den Institutionen des Auslandes Gutes erblicken und die unsrigen in sklavischer Nachäfferei, ohne Rücksicht auf die Sitten, Gebräuche und Bedürfnisse des Volkes nach jenen ummodeln will, wie z. B. das Erziehungswesen.

* * *

Eine innationale Richtung ist ferner der Ultramontanismus, dessen Anhänger ihr Vaterland nicht in der Schweiz, sondern in Rom erblicken. Der Ultramontanismus ist um so schädlicher, als er gerade die Urschweiz, wo noch so viel ächte, naturwüchsige Volkskraft, soviel Sittenreinheit zu finden ist, zu umklammern und ihr Schweizerbewußtsein zu ersticken sucht.

* * *

Im sozialen und sittlich-religiösen Leben unseres Volkes zeigt sich die innationole Richtung ebenfalls im engsten Zusammenhang und in der engsten Wechselwirkung mit dem alles überwuchernden Materialismus. Denn überall, wo einer von den Banden desselben umstrickt ist, verliert er auch,

wie für alles Edle und Höhere, den Sinn für das Volksthümliche, Naturwüchsige, Nationale. Die kräftigen Sitten seines Volkes ekeln ihn an, dessen Moral erscheint ihm lächerlich und bornirt, er setzt sich über alles das hinweg. Welche Folgen diese Verachtung der altehrwürdigen volksthümlichen Sitten, Gewohnheiten und Grundsätze hat, wie zerrüttend diese Verachtung namentlich für das Familienleben, und dann, rückwirkend, auch auf das politische Leben ist — das ist bekannt, das ist leider täglich wahrzunehmen. (1859.)

* * *

Man mag sich zu dem Glauben bekennen, zu welchem man will, als Patriot wird man sich eingestehen müssen, daß die Abnahme des Fahneneides für uns Schweizer stets ein erhebender Moment ist, zumal bei Gefahr des Vaterlandes. Wenn die Fahne mit dem weißen Kreuz im rothen Feld hoch im Wind flattert, und wenn alle mit erhobener Hand schwören, treu zu dieser Fahne zu stehen, so fühlt gewiß mancher in diesem Augenblick Etwas, das ihm vielleicht sonst fremd war. Bewußt oder unbewußt wird er von einem religiösen Zuge ergriffen, bestehe derselbe nun im Vertrauen auf eine höhere Macht, oder bestehe er auch nur in Liebe und Hingebung fürs Vaterland. Ueberall, wo ein Volk für sein Theuerstes und Heiligstes gegen fremde Unterdrücker den Kampf wagt, da zeigt sich in seiner patriotischen Begeisterung dieser religiöse Zug, und je stärker und je allgemeiner derselbe sich Bahn bricht, um so opferfreudiger, um so unbezwinglicher wird es. (1871.)

Zeitgeist.

Die Geschichte bewegt sich in Perioden, in denen sich ein bestimmtes Prinzip verwirklicht. Eine solche Periode übt auf alle Schichten der Bevölkerung einen allgewaltigen

Einfluß aus, unbewußt wird Jeder in seiner Denk- und Handlungsweise durch sie bedingt. Der Einzelne oder kleinere Vereine können sich wohl durch mehrere geschichtliche Perioden hindurch geistig frisch und ungeschwächt und für das Neue stets empfänglich erhalten; nicht so politische Parteien oder ausgedehntere Verbindungen, die sich einer Partei anschließen: diese haben eben ihren Halt, ihren inneren Zusammenhang in der Gemeinschaftlichkeit bestimmter, durch ihre Zeit bedingter Zwecke. (1859.)

* * *

Wir würden uns geradezu Sand in die Augen streuen, wollten wir uns verhehlen, daß der theoretische und mehr noch der praktische Materialismus heutzutage eine Macht geworden und daß die Abneigung oder doch die Gleichgültigkeit gegen das Religiöse und das Ideale überhaupt eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen ist. Es ist dies eine Erscheinung, die uns nicht befremden darf. In einer Zeit, wo auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens immer neue Entdeckungen und Erfindungen gerechte Bewunderung erregen, wo Industrie und Verkehrsleben sich immer riesenhafter entwickeln, wo sich im Ringen und Jagen nach äußeren Gütern — sei es um das tägliche Brod, sei es nach Reichthum und Ueberfluß — zahllose Kräfte entfalten — in einer solchen Zeit wird der einseitig nach außen gerichtete Menschengeist stets Gefahr laufen, sich selbst zu verlieren und werden nur tiefernste, sittliche Naturen sich ihr besseres Ich unbefleckt bewahren.

* * *

Doch zweifeln wir nicht: Das Umsichgreifen des Materialismus ist nur eine vorübergehende krankhafte Abirrung des menschlichen Geistes und muß schließlich dazu dienen, das

zum Kampfe gegen ihn berufene und gerüstete, sittlich-religiöse Bewußtsein wieder zu befestigen und zu vertiefen.

Aber dieser Kampf muß ernst und nachhaltig und nicht mit den alten verrosteten, sondern mit den besten und schärfsten Waffen des Geistes geführt werden. Auch nur vorübergehende Erfolge des Materialismus sind im Stande, ein Volksleben gründlich zu vergiften. Wer im Kampfe gegen die Auswüchse der Gegenwart obsiegen will, der muß aber auch das Berechtigte der Gegenwart anerkennen, der darf nicht da, wo die gottgewollte Entwicklung der Dinge seinen persönlichen Wünschen, Neigungen und Angewöhnungen widerspricht, thörichten Widerstand entgegensetzen. (1874.)

* * *

Was unserer Zeit vor Allem aus noth thut, ist der Muth, die Axt an die Wurzel alles Uebels zu legen, an den materiellen Zeitgeist selbst. Die materiellen Interessen des Volkes dürfen allerdings nicht vernachläßigt, den daherigen Uebelständen muß nachgeforscht und für kräftige Abhülfe gesorgt werden. Allein dies darf nicht als der einzige, auch nicht als der wesentlichste Grund der politischen Agitation erscheinen. Im Gegentheil ist es heilige Pflicht, daß man immer und immer wieder darauf hinweist, daß es denn doch noch andere Interessen gibt, die durch die Sorge für den materiellen Wohlstand nicht vernachlässigt werden dürfen. Die Reform im Gemeindewesen, im Militärwesen, in der Armen- und Vormundschaftspflege, in der Schule und Kirche, in der Justiz und Verwaltung, kurz die ganze harmonische Ausbildung des Staatsgebäudes muß die Aufmerksamkeit des wahren Republikaners in gleichem Maße in Anspruch nehmen, wie z. B. der hohe Zinsfuß und der Mangel an Realkredit.

* * *

Ein Programm, ein großes leitendes Prinzip thut noth welches das Bernervolk wieder aus den Banden des materialistischen Zeitgeistes befreit und auf die Bahn eines kräftigen Fortschrittes leitet. Das Bernervolk muß der Personenhatze und dem künstlich genährten Gejammer und Gemurr über vereinzelte materielle Uebelstände einmal entrissen und seine Aufmerksamkeit wieder auf die Wohlfahrt des Ganzen, die Ehre und die Würde unseres Kantons gelenkt werden. (1866.)

Parteien.

In der radikalen Partei und in der konservativen hält sich das Gute, wie das Böse die Wage. An der radikalen Partei (ich rede natürlich nicht von ihr, wie sie jetzt existirt) gefällt mir die Konsequenz, die Verwegenheit, die wilde Energie, mit der sie ihre Zwecke verfolgt und erreicht hat. Dadurch, daß sie in der furchtbaren Zeit der inneren Krisis von 1844—48 nicht ängstlich die Mittel abwog, daß sie mit einem Worte praktisch handelte, hat sie das Vaterland gerettet und auf eine neue, durch die vorhergehende Geschichte längst vorbereitete und nothwendig gewordene Stufe der Entwicklung geführt. Sie hat den Sonderbund, die Jesuiten vernichtet, den neuen Bund begründet.

Wenn die Mehrzahl der radikalen Errungenschaften, sowie die dazu angewandten Mittel auch vortrefflich waren, so gefällt mir aber der Geist, aus dem sie hervorgegangen, um so weniger. Sie handelten gut als blinde Werkzeuge einer höhern Nothwendigkeit, allein daß sie gut handelten, war nicht die Schuld ihres größeren persönlichen Werthes, natürlich mit einzelnen Ausnahmen. Ihr System ist ein verschrobenes, einseitiges, unvolksthümliches, ihre Moral juristisch bornirt. Sie sind gemüthlose Rationalisten ohne höhere Bildung.

Sie handelten seinerzeit gut, weil sie den Fortschrit als ihr Prinzip anerkennen und den Fortschritt mit det Herrschaft des jeweiligen Zeitgeistes indentifiziren, und der damalige Zeitgeist allerdings theilweise ein berechtigter war. Ist aber der Zeitgeist ein verkehrter, so haben sie (wie z. B. jetzt) nicht genug höhere Bildung, nicht genug reine Gesinnung, um demselben zu widerstreben und ihn auf eine andere Bahn zu leiten.

Gegenwärtig bieten die Radikalen einen widerlichen Anblick dar. Sie sind stolz auf ihre Siege und glauben, weil sie früher allerdings Großes und Gutes zu Stande gebracht haben, das System, aus dem sie gehandelt haben, das stets einseitig war und sich längstens überlebt hat, sei das für alle Zeiten einzig wahre und berechtigte. Den gegenwärtigen materialistischen, kosmopolitisch-unnationalen Zeitgeist bekämpfen sie nicht, weil es eben Zeitgeist ist und ihnen der Zeitgeist seinerzeit gar gut geholfen hat. Sie betrachten diejenigen, die ihren doktrinären Ansichten, ihrem todten Formalismus huldigen, als die ausschließlich Freisinnigen, diejenigen aber, die nicht auf die Konsequenzen ihres gegenwärtig vollständig überlebten Systems eingehen wollen, als eingefleischte Aristokraten.

Nun zur Beurtheilung der Konservativen! Was sie Gutes besitzen, ist der historische Geist, die Würdigung der geschichtlichen Verhältnisse und Entwicklung, was den Radikalen vollständig abgeht (in denen der rationalistische Geist, im Gegensatz zum historischen, seinen Ausdruck findet). Die Konservativen besitzen mehr Leute von tiefer, allseitiger Bildung, deßhalb mehr Toleranz, weniger Bornirtheit. Obgleich sie das Recht nicht so viel, wie die Radikalen, im Munde führen, haben sie dennoch mehr Achtung vor dem Gesetz und vor Verträgen. In der innern Politik sind

sie in der Regel volksthümlicher als die Radikalen, sie sprechen nicht wie diese, Hohn den Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen des Landes. (Dagegen nehmen die eigentlichen Radikalen in der äußern Politik in der Regel eine entschiedenere, idealere Haltung ein.)

Wenn aber an Bildung die Konservativen die Radikalen überragen, so stehen sie hingegen in der Fähigkeit zu eingreifenden Entschlüssen, kühnen Thaten, praktischem Blick weit unter diesen. Dies und der Umstand, daß sie die Forderungen des Fortschrittes, der Zeit, des Augenblickes nicht erkennen oder wenigstens zu schwach sind, darnach zu handeln — das macht ihren Hauptfehler aus. Sie sind zu gemächlich. Wenn sie auch oft die verderbliche Richtung des Zeitgeistes beklagen, wenn sie auch seufzen und sich zurücksehnen nach den guten alten Sitten, nach den früheren einfachen Gebräuchen und Verhältnissen — so ist dies alles was sie thun. Höchstens stellen sie dem Zeitgeist einen nutzlosen passiven (konservativen) Widerstand entgegen, eine Sysiphus-Arbeit, ohne Aussicht auf Erfolg. Denn die Vergangenheit wird stets von der Zukunft, das Passive vom Aktiven, der Konservatismus vom Fortschritt besiegt (sei dieser Fortschritt nun ein Fortschritt im Bösen oder Guten).

Wie viel heilbringender würden sie handeln, wenn sie, auf Grnndlage der alten Sitten und Tugenden, sich dem Zeitgeiste einigermaßen assimiliren und, mit demselben fortschreitend, ihm eine andere Bahn eröffnen würden, wenn sie, mit einem Worte, aus dem Fortschritt zum Bösen einen Fortschritt zum Guten machen würden. Dafür müßten sie aber Selbstverläugnung genug besitzen, um einen großen Theil von ihrem Konservatismus aufzugeben. Hätten in den Jahren 1844—48 die Konservativen die Oberhand ge-

habt, so wäre vielleicht wegen ihrer Schwäche und ängstlichen, in den Zeiten von Krisen so verderblichen Gesetzlichkeit das Vaterland zu Grunde gegangen. Nur die Radikalen konnten es retten. (1859.)

* * *

Politische Parteien, die durch edle und patriotische Zwecke zusammengehalten werden, sind dem republikanischen Volke ein wahres Bedürfniß. Sie heben empor über den Staub des Alltäglichen, befestigen die Liebe zum Vaterlande und ebnen die Bahn einem kräftigen Fortschritte. Wohl gleichen Parteikämpfe oft dem Gewittersturme, dessen Toben ängstliche Gemüther schreckt. Aber schlägt auch der Blitz stolze Eichen zu Boden und zerreißen auch wilde Fluthen die schützenden Dämme: nach dem Ungewitter ist die Erde verjüngt, herrlicher blühen Wälder und Felder, kräftiger treiben Knospen und Saaten und freier athmet der Mensch in der von bösen Dünsten gereinigten Luft. Die gleiche Verjüngung des Volkes nach Parteikämpfen, durch die ein ideales Ziel erstrebt und erreicht wurde. Politische Parteien aber, welche nur Selbstsucht, nicht Vaterlandsliebe leitet, sind dem Volke ein wahrer Fluch. Unnatürliche Schranken trennen die Bürger, das Rechtsbewußtsein wird getrübt und von persönlichen Leidenschaften verdrängt, Neid und gehässiges Wesen, Intriguen und Verfolgungen treten an die Stelle eines ernsten, aufrichtigen Strebens. Sesselassekuranz bei den Herrschenden, Aemtlisucht bei ihren Gegnern — das sind die Merkmale solcher Parteien. Ihre Kämpfe gleichen dem Winde der Sahara, dessen giftiger Hauch jede Pflanze tödtet und dessen Gang ein versengtes Land, eine starre Einöde bezeichnet.

* * *

Gibt es nicht viele sogenannte „Freisinnige", die zwar nicht dem Namen, aber der Gesinnung nach stark konservativ

geworden sind? Gibt es nicht umgekehrt sogenannte Konservative, die zwar aus diesen oder jenen Gründen ihre bisherige Parteistellung noch nicht abgestreift haben, aber an wirklicher Freisinnigkeit die freisinnige Partei weit überholen? Was nützt es, wenn jeweilen vor den Wahlen die alte Parteitrommel gerührt, manches abgenutzte Schlagwort hervorgeholt und die „Rettung des freisinnigen Prinzips" auf die Fahne geschrieben wird? Das Volk wird dadurch nicht mehr erregt und höchstens noch gelangweilt. Wenn es dessen ungeachtet seine bisherigen Vertreter wieder wählt, so mag es einerseits aus alter Gewohnheit, andererseits deßhalb geschehen, weil sie durch ihren Privatcharakter, nicht durch ihre Parteistellung, sein Zutrauen verdienten und besitzen. (1866.)

* * *

Ueber den Parteien steht die Wahrhaftigkeit.

Ueber den Parteien steht die Gerechtigkeit.

Ueber den Parteien steht die Liebe zum Volk und zum Vaterlande.

Volksrechte.

Man hört oft den Einwand, das Volk verstehe sich auf die Gesetzgebung nicht, es könne zwischen einem guten und einem schlechten Gesetze nicht unterscheiden. Wir geben die Richtigkeit dieser Behauptungen zu für eine gewisse Klasse von Gesetzen, z. B. die sog. Verwaltungsgesetze, die mehr ausführender Natur sind und eher den Namen von Verordnungen verdienten. Wir bestreiten sie aber für die eigentlichen Landesgesetze, welche alle Bürger gleichmäßig angehen. Wenn diese Gesetze vom Volke nicht verstanden werden, so trifft nicht es, sondern den Gesetzgeber die Schuld. Die Gesetze müssen eben ihrer Sprache und Form nach klar,

deutlich und dem Volke verständlich abgefaßt sein, sonst taugen sie nichts.

* * *

Man hält das Volk für fähig oder sollte es doch als aufrichtiger Republikaner für fähig halten, über das wichtigste Gesetz des Landes, die Verfassung, abzustimmen. Warum sollte denn das Volk nicht fähig sein, sich über minder wichtige Gesetze eine gesunde Meinung zu bilden? Namentlich, wenn sich diese Gesetze auf Verhältnisse beziehen, die ihm viel näher stehen und mit denen es viel besser vertraut ist, als mit den in der Verfassung berührten.

* * *

Es ist wahr, auch das Volk kann sich irren und ich möchte mich am allerwenigsten zu denjenigen zählen, die das Volk für unfehlbar erklären. Aber wenn je, so gilt in Zeiten innerer und äußerer Krisen, in Zeiten, wo eine große Idee, ein patriotisches Gefühl die Masse bewegt, in Zeiten, wo nicht Klügeln und Abwägen, wo nur eine kühne nationale That helfen kann — wenn je, so gilt in solchen Zeiten das Sprichwort: „Volksstimme ist Gottesstimme!“

* * *

Jedes Gesetz muß in einer Republik der Ausdruck des Volksgeistes sein und der Bildungsstufe des Volkes entsprechen. Ist dies nicht der Fall, so ist das beste Gesetz unwirksam, es schwebt in der Luft und wurzelt nicht in dem Rechtsbewußtsein der Massen.

Ein Fortschritt gegen den Willen des Volkes ist in einer Republik gar kein Fortschritt. (1866.)

Kirche und Schule.

Versteht man unter Religion nicht bloß ein künstlich aufgerichtetes Dogmengebäude, nicht bloß ein Fürwahrhalten dieser

oder jener geschichtlichen Thatsachen, nicht bloß ein System äußerer Observanz, sondern eine höhere Triebfeder zur Bekämpfung der Selbstsucht, zur Unterordnung unter eine sittliche Weltordnung, die Richtung aller Geisteskräfte des Menschen auf ein großes, ideales Lebensziel hin — ist dann ein Religionsunterricht, der in den Herzen der Jugend solche Gesinnung pflanzen, der solche Vereinigung aller Geisteskräfte bewirken kann, in Wahrheit nicht die Blüthe, das Ideal einer gesunden Volkserziehung? Und wenn vielerorts der Religionsunterricht nicht ist, wie er sein sollte, wenn tausend Schlingpflanzen und Unkräuter das Ewige, Unvergängliche überwuchern, ist nicht trotzdem jede Religion, so ungeläutert sie sein mag, thatsächlich für das Volk noch immer der Brennpunkt seines geistig-sittlichen Lebens, wird nicht das Volk immer sein Schönstes und Bestes, Alles, wodurch es über die Regungen der Selbstsucht, über den Staub des Erdenlebens erhoben wird, zu seiner Religion, zu seinem Gottesdienste in die engste Beziehung bringen? — Ist es da nicht eine heilige Pflicht, auch in der Volksschule an diese oberste ideale Triebfeder des Volkes anzuknüpfen und dafür zu sorgen, daß nach und nach die erstickenden Schlingpflanzen und Unkräuter entfernt, die religiösen Vorstellungen und Begriffe geläutert und dadurch die Kraft des sittlichen Willens gehoben werden kann?

* * *

Viktor Hugos Ausspruch: „den Unterricht für die Schule, die Erziehung für die Familie“, ist eben nichts als ein Bonmot und entspricht ganz der französischen Oberflächlichkeit. So wenig man die einzelnen Seelenkräfte des Menschen, Vernunft, Verstand, Gemüth, Willen, willkürlich auseinander reißen kann, ebenso wenig ist es möglich, Unterricht und Er-

ziehung, Verstandes-, Gemüths- und Willensbildung durch eine chinesische Mauer zu trennen.

* * *

So wenig modern dies klingen mag, wahr ist es doch wichtiger als alle Reformen auf politischem und sozialem, und militärischem und rechtlichem Gebiete, wichtiger als alles das ist für unser Volk die Hebung der sittlichen Kraft, die Läuterung der religiösen Begriffe und Vorstellungen, die Festigung des religiösen Bewußtseins. Lehrt uns nicht die Geschichte, daß nur das Volk frei bleibt, welches sich vor den zersetzenden Einflüssen des Materialismus bewahrt, welches seinen sittlich-religiösen Kompaß nicht verliert? So widerwärtig jeder Glaubensfanatismus, ebenso widerwärtig ist der Fanatismus des Unglaubens, der eine, wie der andere, entspringt aus einem schmalen Gehirn oder aus einem engen Herzen, der eine, wie der andere, soll der Volksschule fern bleiben.

* * *

So sehr sich der moderne Staat davor hüten muß, in das innere Glaubensleben einer Kirche sich einzumischen, so sehr ist es seine Pflicht, auf die äußere Organisation und die ganze, nach außen gerichtete Thätigkeit der Kirche ein scharfes, wachsames Auge zu haben. Religion und äußere Kirchenorganisation gehen einander nichts an.

Wie in Bezug auf das religiöse oder auch nicht religiöse Einzelleben, so macht sich der demokratische Zug der Zeit geltend auch in Bezug auf das kirchliche Genossenschaftsleben. Gleichheit der Rechte für alle Konfessionen, sofern sie gewisse, aus dem Wesen des Staates nothwendig sich ergebende Bedingungen erfüllen. So wenig als in das religiöse Einzelleben, ebenso wenig soll der Staat in das kirchliche Genossen-

schaftsleben — wo dasselbe wirklich nur religiöse Zwecke verfolgt — mit roher Hand eingreifen.

* * *

Beim Unterrichtswesen möchten wir auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, unsere Hochschule durch eine bessere Organisation und durch höhere Subventionirung zu heben. Größere, aber keine lebenslänglichen Besoldungen mehr. Wir könnten ganz leicht unsere Hochschule faktisch zur eidgenössischen machen, wenn wir nur die Summen, welche jährlich für Viehprämien verausgabt werden, für Heranziehung oder Behaltung tüchtiger Lehrkräfte verwenden würden. Das liebe Vieh würde auch ohne Prämien gedeihen und die Dorfmagnaten ebenfalls. Wenn man aber jene Summen speziell zum Nutzen des Bauernstandes verwenden will, so möge man es auf eine Weise thun, die nicht nur den reichern, sondern auch den ärmern Bauern und ihrem ganzen Stande Vortheil gewährt: man gebe der landwirthschaftlichen Anstalt auf der Rütti eine größere Ausdehnung oder gründe eine neue derartige Anstalt. (1866.)

Soziales.

Die soziale Frage besteht — wer will es leugnen? Jedenfalls der nicht, der einen offenen Blick und ein warmes Herz für sein Volk hat und der nicht meint, der Abgrund menschlichen Elends, Armuth, Jammer auf der einen, Ueppigkeit, raffinirtes Wohlleben, Gründerschwindel auf der andern Seite sei etwas Selbstverständliches, dies Alles lasse sich nicht ändern, sei von Ewigkeit her so gewesen und müsse in Ewigkeit so bleiben. Nein! nur der Unverstand oder der herzlose Egoismus kann das Vorhandensein der sozialen Frage leugnen. Daß aber diese Frage in der Gegenwart

immer mehr in den Vordergrund des öffentlichen Lebens tritt, rührt hauptsächlich von zwei Faktoren her: Einerseits davon, daß der Gegensatz von reich und arm durch die Uebervölkerung der meisten europäischen Staaten, durch die Ueberproduktion der Industrie, durch die maßlose Ausnutzung gewerblicher Erfindungen und Entdeckungen ohne Vergleichung größer und schärfer geworden ist, als in frühern Zeiten; andererseits rührt es von daher, daß seit der französischen Revolution das Bewußtsein der Solidarität Aller, der Gleichheit vor dem Gesetz, der angebornen Menschenrechte nach und nach alle, auch die untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft durchdrungen hat. Der Grundsatz: „Jeder Mensch hat bei ehrlicher Arbeit das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein", hat zwar noch in keinem Staate praktische Verwirklichung gefunden, hat aber längst im Gewissen der Völker Wurzel geschlagen.

* * *

Wir wollen hier nicht untersuchen, auf welche Weise die soziale Frage in ihren einzelnen Problemen gelöst werden sollte. Die Hauptsache ist, daß man das Vorhandensein und die Berechtigung der sozialen Frage anerkennt und daß man die Lösung derselben als eine Hauptaufgabe jedes modernen, zumal jedes demokratischen Staatswesens betrachtet.

Wohl wird die soziale Frage, die zum Theil kosmopolitischer Natur ist, nicht in allen ihren Problemen vom Einzelstaate als solchem gelöst werden können; allein wo der Staat im Geist der Gerechtigkeit und eines gesunden Fortschrittes ihre Lösung anstrebt, da wird die soziale Frage für ihn auch in ihren kosmopolitischen Beziehungen doch nie einen staats- und nationalfeindlichen Charakter annehmen.

Umgekehrt werden sich da, wo der Staat indifferent ist oder gar im Interesse dieses oder jenes Standes einer zeit-

gemäßen Reform widerstrebt, die antinationalen, staatsfeindlichen Elemente der sozialen Frage bemächtigen. In diesem Falle ist der Schaden ein zweifacher: Einerseits selbstverständlich für die Gesammtheit, den Staat, weil dann die soziale Frage den wirksamsten Faktor der staatlichen und nationalen Zersetzung bildet; andererseits aber auch für die der sozialen Reform zunächst bedürftigen Volksklassen. Denn die gegenseitige Aufreizung der verschiedenen Stände, die Herrschaft der Schablone und der Parteischlagwörter, der fortwährende Appell an den Egoismus, das höhnische Zurückdrängen aller patriotischen und überhaupt aller höhern idealen Motive — dies Alles kann wohl den ehrgeizigen Bestrebungen einzelner Agitatoren, nie und nimmer aber einer gesunden Lösung der sozialen Frage förderlich sein.

Wo Gemeinsinn und Vaterlandsliebe herrschen, da leidet, wenn ein Glied krank ist, das Ganze, da wird die soziale Reform sowohl um der Einzelnen, Nothleidenden, als um des Ganzen, des Vaterlandes willen durchgeführt.

* * *

Ein rechter Patriot muß in gewisser Beziehung auch Sozialist sein, schon deßhalb, weil, wo ein Glied krank ist, das Ganze leidet. Ein rechter Sozialist muß aber auch Patriot sein, schon deßhalb, weil nur in einem freien, starken und unabhängigen Volksleben gesunde soziale Reformen möglich sind. Möge der schlichte republikanische Arbeiter seinen Stolz, seine Ehre, seine Freude daran finden, daß er ein ideales Gut besitzt, welches dem Gründer-Millionär fremd ist, und daß wenigstens er für dieses Gut, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, Opfer bringen will.

* * *

Auf die Hebung der materiellen Uebelstände sei die Aufmerksamkeit der Behörden, wie der Bürger gerichtet. Allein, wer es ehrlich mit dem Volke meint, wird höchst selten im Falle sein, sie in den Vordergrund einer politischen Agitation stellen zu müssen. Wenn man einzelne Klassen der Bevölkerung gegen die Behörden aufhetzt, wenn man alle Leidenschaften der Massen anzufachen sucht und sie mit Lug- und Trugbildern und wohlfeilen Versprechungen ködert, so wird dadurch jedenfalls keine Abhülfe erzielt. Zur gedeihlichen Lösung materieller Fragen gehört vor Allem aus ein ruhiges und besonnenes, ein wohlüberlegtes und leidenschaftsloses Verfahren, wobei sich jede Klasse der Bevölkerung und jeder Landestheil durch den Gemeinsinn und das Billigkeitsgefühl und nicht durch selbstsüchtige Bestrebungen, durch Mißtrauen und Haß leiten läßt.